



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Deutsche Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Deutsche Literatur.

Goethes Leben und Schriften, von G. H. Lewes, übersetzt von Dr. Julius Frese.
2 Bd. Berlin, Franz Duncker. —

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, von J. W. Schäfer.
3 Bd. Leipzig, F. D. Weigel. —

Wir haben bei dem Erscheinen des ersten Bandes der Freseschen Uebersetzung auf den Werth hingewiesen, den Lewes' Leben Goethes auch für Deutschland hat (Grenzboten 1857, 1. Quartal S. 262 ff.); wir haben zugleich auseinandergesetzt, inwiefern grade ein Engländer geeignet ist, die mannigfachen Schwierigkeiten zu ebnen, die sich einem solchen Unternehmen in den Weg stellen. Auf diesen Punkt kommen wir daher nicht mehr zurück. Der zweite Band hat sehr lange auf sich warten lassen; der Uebersetzer rechtfertigt diese Verzögerung durch die Sorgfalt seiner Arbeit, die in der That volles Lob verdient; auch die wenigen Anmerkungen, die er hinzusetzt (z. B. bei Gelegenheit von Christiane Vulpius) sind vortrefflich. Ob nicht eine größere Freiheit in der Behandlung des Textes für ein deutsches Publicum wünschenswerther gewesen wäre, ist freilich eine andere Frage. Namentlich in zwei Punkten hätte die Verschiedenheit der beiden Sprachen berücksichtigt werden sollen. Einmal gebraucht Lewes mit großem Behagen Kraftausdrücke, die im Englischen nicht so schlimm klingen, die aber im Deutschen einen gradezu injuriösen Charakter annehmen; zuweilen auch da, wo die Beleidigung offenbar nicht beabsichtigt ist. So heißt es S. 183 von der Schlegelschen Uebersetzung des Shakespeare wörtlich: „sie sei keineswegs so getreu, wie man in Deutschland meint, oft erbärmlich schwach und bisweilen sehr fehlerhaft in der Auffassung des Sinns,“ und ohne allen Uebergang wird hinzugesetzt, „im Ganzen habe sie in aller Literatur nicht ihres Gleichen.“ Eine solche Zusammenstellung von entgegengesetzten Prädicaten hat in Deutschland keinen Sinn, in England lernt man schon aus den parlamentarischen Debatten, über „den ehrenwerthen Gentleman, dessen gaunerische und spitzbübische Maßregeln das Land ruinirt haben, der aber sonst allgemeine Achtung verdient,“ sich nicht weiter zu verwundern. Daß Lewes auch bei dieser Stelle von den deutschen Gelehrten meint, ihre Kenntniß des Englischen reiche nicht so weit, um zu beurtheilen, ob etwas richtig oder falsch übersetzt sei, gehört zu den zahlreichen Höflichkeiten gegen das deutsche Volk. Hätte er sich etwas in der Shakespeareliteratur seines Vaterlandes umgesehn, wo unter den 10 — 15 Gelehrten, welche die Höhe dieser Wissenschaft erstiegen haben, so ziemlich jeder den andern für einen Ignoranten erklärt, so würde ihn das etwas gnädiger gegen die deutsche Gelehrsamkeit gestimmt haben. — Eine zweite Eigenthümlichkeit

des Originals, die der Uebersetzer hätte mildern können, liegt in dem gar zu blütenreichen Stil, der nicht den Engländern im Allgemeinen, sondern der Schule Carlyles angehört. Zuweilen sind Lewes' Bilder wie die seines Meisters von seltener Schönheit, aber noch häufiger verlieren sie sich in eine Malerei, die vielleicht in der descriptiven Poesie ihre Stelle fände, in die Prosa aber nicht gehört, wo das Bild nur insofern Berechtigung hat, als es dem Gegenstand einen deutlicheren Ausdruck gibt. Es soll kein Tadel gegen den Uebersetzer sein, da er sein Princip, Lewes genau so reden zu lassen, als er wirklich redet, klar ausgesprochen hat; doch glauben wir, daß eine schonende Bearbeitung bei der Mehrzahl der Leser den Zweck besser erreicht hätte.

Da das Buch bei unserm Publicum bereits den Eingang gefunden hat, den es in reichem Maße verdient, so wollen wir gleich hier alles zusammenstellen, was sich dagegen sagen läßt, weil eine übertriebene Anerkennung des englischen Schriftstellers ein Unrecht gegen unsere Landsleute wäre, die in demselben Fach gearbeitet haben.

Das ganze Buch ist nämlich von einer unangenehmen, weniger persönlichen als nationalen Selbstgefälligkeit getränkt. Für unsern großen Dichter empfindet Lewes eine ehrliche, warme, herzliche Verehrung, aber fortwährend bricht bei ihm die Ansicht durch, daß er von seinem Volk ganz und gar nicht verstanden sei. Am weimarschen Hofe eingeführt, hat er die sogenannte Goetheliteratur, so weit es einem Fremden möglich ist, gründlich studirt, aber das berechtigt ihn noch nicht, sich aus diesem sehr kleinen Kreise ein Bild von der öffentlichen Meinung Deutschlands zu machen. Es ist mit jedem Specialstudium fast unzertrennlich verbunden, daß sich auch bei den ehrlichsten und geistvollsten Männern gewisse Grillen einstellen, die sich nur aus dem zu nahen Standpunkt und der dadurch verrückten Perspective erklären; so ist auch in der Goetheliteratur gegangen. Wer sich von Goethe eine gründlichere Kenntniß angeeignet hat, als die Menge besitzt, legt sich natürlich am liebsten auf denjenigen Theil seiner Werke, zu dessen Verständniß ein tieferes Studium gehört, z. B. auf den zweiten Theil des Faust, auf die Wanderjahre und Aehnliches. Die wahrhaft klassischen Schöpfungen Goethes bedürfen keines Commentars, jedes gesunde Gefühl versteht sie ohne weitere Beihilfe; in den genannten Schriften dagegen verlangt fast jede Seite einen eignen Schlüssel, und wer sollte diesen anders geben, als diejenigen, denen die Erklärung Goethes gewissermaßen ein Lebensberuf ist! Hätte Lewes dies in Erwägung gezogen, so hätte er sich nicht darüber gewundert, unter seinen Quellen so viele Commentare über den zweiten Theil des Faust, die Wanderjahre, die Geheimnisse, den Triumph der Empfindsamkeit u. s. w. zu finden, er hätte sich nicht darüber gewundert, wenn das detailirte Studium dieser Werke, in denen trotz der schwachen Composition sich

der tiefe Denker und die schöne Empfindung nie verleugnet, den Ausleger verführt, grade darauf einen übertriebenen Werth zu legen. Wenn er aber daraus den Schluß zieht, daß das deutsche Volk im Allgemeinen Goethe hauptsächlich aus seinen Apokryphen kennen lernt, so möchte man die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Die Zahl derer, welche den zweiten Theil des Faust einmal durchgelesen haben, wird nicht viel größer sein als die Zahl derer, die den ganzen Messias kennen, und was die zweite Lectüre betrifft, so wird das Verhältniß sich noch ungünstiger herausstellen. Ueber Dinge, die man nicht weiß, soll man aber kein Urtheil abgeben. Lewes bestimmt den Werth der einzelnen Werke Goethes im Ganzen richtig, wie ihn in Deutschland seit 70 Jahren jeder bestimmt hat, der Goethe liest, ausgenommen einen Theil derjenigen, die über Goethe schreiben, und die, um nicht die alten Ideen immer zu wiederholen, zuweilen etwas behaupten, was zwar neu, aber nicht wahr ist. — Neben jenen phantastischen Bewunderern steht Lewes nur die sogenannten Feinde Goethes, diejenigen, die seine Herzengüte in Abrede stellen, und namentlich sein vaterländisches Gefühl bezweifeln. Was das Erste betrifft, so war es in der That nöthig, thörichten Angriffen durch eine ernste Widerlegung zu begegnen. Es ist in dieser Beziehung zwar in Deutschland schon viel geleistet, aber Lewes' Darstellung hat den Vorzug einer schönen, hinreißenden Beredsamkeit, und muß jeden überzeugen, der ihr nicht bösen Willen entgegensetzt. Was nun das vaterländische Gefühl betrifft, so wiederholt Lewes die hohlen Redensarten, die wir schon von anderer Seite her gewohnt sind, was denn Goethe hätte thun sollen, ob Freiheitslieder dichten oder einen Landsturm organisiren, und ähnliche Fragen, die wegen ihrer Einfalt keine Antwort verdienen. Ueber so etwas hat ein Engländer nicht mit zu reden, er versteht nichts von dem tiefen Schmerz, der uns durch die Seele fährt, wenn wir sehen, wie Goethe, wie J. v. Müller, wie Hegel und andere in jenen Jahren der Schmach und Noth empfunden haben. Wer denkt denn daran, sie persönlich vor der Nachwelt verantwortlich zu machen? Aber daß es möglich war, daß unsere ersten Geister in einer Zeit, wo auch der Stumpfsinnigste hätte ergriffen werden sollen, gar kein Gefühl hatten für ihr Vaterland, daß einige gute Worte des Eroberers sie zu seinen Anhängern machen konnten, das ist ein Umstand, den wir uns immer wieder von neuem in Erinnerung rufen müssen, um die ungesunde Gesinnung, auf welcher zum Theil unsere classische Literatur beruhte, auf immer zu verbannen.

Am wunderlichsten nimmt sich eine Form der Polemik aus, die leider sehr um sich greift, und bei der doch jeder Sinn aufhört. Lewes zählt nämlich gewisse Vorwürfe auf, die man dem Dichter gemacht, mißbilligt dieselben auf das entschiedenste, ergeht sich über die Urheber derselben in den stärksten

Invectiven, und überrasche dann seine Leser nicht wenig, indem er ungefähr dieselben Vorwürfe in seinem eigenen Namen, zuweilen in viel größerer Form, wiederholt. Es ist überhaupt schwer zu sagen, was diese ganze Polemik soll, da das Buch zunächst doch für ein englisches Publicum geschrieben ist, welches von Goethes Auslegern und Kritikern nicht das Mindeste weiß; im Gegentheil erst über Goethe etwas Bestimmteres zu erfahren wünscht, und es sieht beinah so aus, als ob Lewes der Eitelkeit seines Volks habe schmeicheln wollen: die Deutschen hätten zwar zufällig einen großen Dichter hervorgebracht, aber sie seien nicht im Stande gewesen ihn zu verstehen.

Gegen ein solches Verfahren muß von deutscher Seite entschieden protestirt werden. Unser Volk hat über seinen größten Dichter im Ganzen ein vollkommen richtiges Urtheil, und es ist mit seinem Leben vertraut. Die Extravaganzen einzelner Schriftsteller, denen doch zum Theil ein ursprünglich richtiger Gesichtspunkt zu Grunde liegt, sind nicht in die Gesinnung der Menge eingedrungen. Darum hätte eben der Uebersetzer seinem Original gegenüber die Freiheit des bessern Wissens in Anwendung bringen sollen, die Vorzüge desselben wären dann viel reiner hervorgetreten.

Und diese Vorzüge sind groß; sie sind so groß, daß wir das Buch trotz allem, was wir dagegen gesagt haben, doch immer noch für die beste Biographie Goethes halten. Was die Feststellung der Thatsachen betrifft, so haben wir zwar nicht gefunden, daß er etwas Wesentliches anführte, was bei seinem Vorgänger Schäfer nicht vorkäme: — da er diesen benutzt hat, so hätte er bei einzelnen Umständen, die in diesem bereits festgestellt sind z. B. bei dem Verhältniß Goethes zu Minna Herzlieb, sich nicht das Ansehn einer neuen Entdeckung geben sollen.

Aber er hat den großen Vorzug, gut zu erzählen. Die meisten Schriftsteller, die über Goethes Leben sich vernehmen lassen, vergessen, daß in solchen Fällen der Leser mit Recht erwartet, wenigstens einen gewissen Abglanz von Goethes Geist darin zu finden; sie ermüden entweder durch Trockenheit oder durch Weitschweifigkeit. Wenn wir dagegen bei Lewes die einzelnen gezierten oder zu weit verfolgten Bilder wegdenken, so haben wir fast durchweg eine schöne, gebildete Darstellung; die Gruppierung ist sehr geschickt und in einzelnen Abschnitten z. B. in der Darstellung der naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes sogar musterhaft; freilich nicht durchweg, wie denn die italienische Reise aus zusammenhanglos aneinandergesädelten einzelnen Sätzen Goethes besteht. Das Urtheil ist zwar selten genügend motivirt, und mitunter, z. B. in Tasso und Egmont, springt Lewes mit dem Dichter auf eine Weise um, als ob er es mit einem Schüler zu thun hätte, aber fast durchweg leitet ihn ein richtiger Instinct, und wenn wir die Gründe verändern möchten, dem Endurtheil können wir in den meisten Fällen beitreten. Am meisten erfreucht

uns die Wärme des Schriftstellers für seinen Gegenstand, sie erfrischt uns um so mehr, da er Goethe nicht thöricht vergöttert, ihn nicht über die Geseze erhebt, denen alle übrigen Menschen unterworfen sind, sondern ihn innerhalb derselben rechtfertigt. Und wol konnte er das; denn wie viel wir auch, gewohnt, in Goethe unser höchstes Ideal zu suchen, in seinem Leben vermiffen, so erkennen wir immer mehr, je tiefer wir in den Kern seines Wesens eindringen, daß die schöne Dichtung aus einer schönen Seele hervorging. Wir möchten bei der Betrachtung seines Lebens ein Bild anwenden, welches in der Zeit seines Zusammenlebens mit Schiller ihn häufig beschäftigte. Es war eine griechische Sage, daß der übergläückliche Mensch, um die Götter zu versöhnen, dem Neid derselben das höchste Kleinod des Lebens opfern müsse; so scheint es Goethe, der gewiß der Liebe fähiger war, als ein anderer, dunkel von der Liebe empfunden zu haben, sonst würde uns die Scheu, die ihn in den entscheidenden Momenten überfällt, gradezu unverständlich sein. Lewes bemüht sich zwar in wohlmeinender Absicht, die Ehe mit Christiane bis zu einer gewissen Grenze als die wirkliche Erfüllung seines Ideals darzustellen, und er folgt darin den geistvollen Paradoxien Adolph Stahr's, aber was darüber zu denken ist, hat bereits der Uebersetzer in einer sehr beachtenswerthen Anmerkung ausgesprochen.

Im Ganzen mögen wir also das Buch auch für unsere Literatur als einen Gewinn betrachten: es wird viele Leser finden, die sich von der trockenen Manier seiner Vorgänger nicht angezogen fühlten, und dazu beitragen, den Cultus des Schönen in unserm Volk zu kräftigen, der durch die streng sittliche Betrachtung zwar begrenzt, aber nicht aufgehoben werden soll. Das Bewußtsein, daß der Inhalt des Lebens wenigstens ebenso wichtig ist, als die Form, hat sich jetzt allgemein verbreitet, es kann nicht schaden, wenn man den Materialismus unserer Tage auch an den entgegengesetzten Gesichtspunkt erinnert.

Das zweite Buch rührt gleichfalls von einem Biographen Goethes her; es gehört zu einer größern Reihe von Schriften: Das deutsche Volk dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart, zur Begründung der Zukunft, der wir schon manche beachtenswerthe Mittheilung zu verdanken haben, und bemüht sich, das literarische Leben des vorigen Jahrhunderts in Biographien einzelner hervorragender Dichter zu charakterisiren. Das erste Bändchen enthält Hagedorn, Haller, Klopstock, die leipziger und halberstädter Schule, das zweite Bändchen Lessing, Wieland und die Göttinger, das dritte Herder, Goethe und Schiller. Der Verfasser hat mit großem Geschick in dem beschränkten Raum, der eine tiefer eingehende Untersuchung ausschloß, diejenigen Momente in zweckmäßigen Gruppen zusammengestellt, welche dem Volk ein deutliches Bild von dem Treiben seiner Lieblinge geben, und es

daran gewöhnen, ohne Abgötterei, aber mit warmer Verehrung zu der Zeit zurückzublicken, auf welcher doch immer unsere heutige Bildung beruht.

J. S.

Quid faciamus nos?

Berlin. J. Schneider. 1858.

Wir haben diese Schrift mit einer gewissen Ueberraschung und vielem Interesse gelesen, erstens weil wir nach dem Verleger eine mehr oder minder verfeckte russische Tendenz erwarteten. Man erinnert sich, daß während des orientalischen Krieges eine Reihe von Broschüren erschien, welche im Interesse des europäischen Gleichgewichts die Erhaltung des ungeschwächten Machtbestandes Rußlands empfahlen und Deutschland zur freundlichen Neutralität ermahnten, weil in Petersburg der Schwerpunkt des antirevolutionären Systems liege; mehre dieser Pamphlete gingen aus obiger Dfficin hervor und wir waren auf ein gleiches gefaßt, wir haben uns angenehm enttäuscht gefunden, und den Ausführungen des unbekanntem Herrn Verfassers zum großen Theil unsern Beifall nicht versagen können. Die Schrift ist das entschiedenste Plaidoyer gegen russische oder französische Allianz und für die englisch-österreichische, und schließt mit einem bedeutsamen Hinblick auf die bevorstehende Familienverbindung des preussischen und englischen Königshauses. Wir wollen versuchen eine kurze Analyse der vorgetragenen Ansichten zu geben und zu begründen, bis wie weit wir mit dem Verfasser gehen können. Derselbe sucht in einem einleitenden Capitel „die Situation“ die dermalige Stellung der europäischen Staaten zueinander zu zeichnen und findet, daß die frühere Spannung zwischen Frankreich und Rußland sich in den Explosionen von Sebastopol vollständig entladen, daß diese beiden großen Staaten sich nähern und dagegen die Allianz der Westmächte ihren hauptsächlichsten Kitt in der beiderseitigen Feindseligkeit gegen Rußland verloren. Man wird hiergegen wenig einwenden können. Selbst wenn man als gewiß annehmen darf, daß beide Theile von der stuttgarter Zusammenkunft wenig befriedigt waren, und Weimar in Paris sehr üble Laune verursacht hat, so bleibt eine Annäherung zwischen Frankreich und Rußland unleugbar, es ist auch nicht wol zu bestreiten, daß die schönsten Tage der westmächlichen Allianz vorüber sind und das Cabinet von St. James im Gegensatz zu dem der Tuileries noch stets eine Gereiztheit gegen Rußland zeigt. Wir glauben zwar, daß Louis Napoleon keineswegs auf einen Bruch mit England ausgeht, sondern vielmehr überzeugt ist, daß derselbe sein Untergang sein würde, aber wir möchten vor allem deswegen den ungetrübten Bestand der Allianz mit England für problematisch halten, weil sie auf den zwei Augen des Kaisers steht, von einer Verbündung der beiden Völker ist keine Rede, die Antipathien und streitenden Interessen treten in höflichen Formen auf, aber bestehen ungeschwächt. Auch darin wird man dem Verfasser Recht geben müssen, daß eine geheime Furcht vor Frankreichs Absichten, namentlich in Italien, Oestreich

Grenzboten I. 1858.

15